



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

für die höchsten Schatzkammern. Die hier in Europa der öffentlichen Meinung bekannt gemachte Lage des Landes ist ein Beweis für die Wichtigkeit der Politik des Landes. Die Lage des Landes ist ein Beweis für die Wichtigkeit der Politik des Landes.

Tagebuch.

Die Lage des Landes ist ein Beweis für die Wichtigkeit der Politik des Landes. Die Lage des Landes ist ein Beweis für die Wichtigkeit der Politik des Landes.

Aus Neapel.

Ende September.

Briefgeheimniß, europäische Journale und Gesandtschaften. — Rothschild's Cabinet de Lecture. — Militär- und Priesterherrschaft; Galeerenklaven und Hinrichtungen. — Die Industrie Neapels oder das bittere Jar niente. — Die Lazzaroni. — Auswärtige Politik; Guelfen und Ghibellinen. — Der italienische Zollvereinsplan oder Oesterreichs Hegemonie in Italien. — Französische Noten. — Der Herzog von Cumale und seine Braut.

Sie sehen, lieber Kuranda, daß es mir Ernst um mein Versprechen ist, indem ich schon am zweiten Tage nach Ihrer so plötzlichen Abreise mein neues Correspondentenamt antrete. Sie haben sich selbst überzeugt, wie schwer es ist, von hier aus Nachrichten in politische Blätter zu senden. Fast alle Briefe werden geöffnet, und wenn nicht große Umwege und Kunstgriffe eingeschlagen werden, so schlüpft keine Maus unaufgehalten durch die Post. Nicht einmal die französischen Blätter haben eine Privatcorrespondenz aus Neapel, das ihnen doch wichtig genug ist. So klein die Zahl der hier lebenden Deutschen auch immer ist, so hat man doch bei der Post Jemand, der auch die deutschen Briefe durchmustert. Die Cabinetscouriere allein bieten einen sicheren Weg zur uneröffneten Beförderung, und man muß den hiesigen Gesandtschaften die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sehr gefällig gegen ihre Landsleute sind, die sich nicht in Politik mischen. Für politische Correspondenzen ist außer der erschwerten Communication auch noch der Nachtheil, daß es hier keine öffentliche Meinung gibt, weil Niemand über Politik spricht, nicht etwa bloß aus Furcht, sondern aus vollständigem Mangel an Interesse daran. Das untere Volk, das nicht einmal um sein Hauswesen sich kümmert, kümmert sich natürlich noch weniger um Staatswesen; in den oberen Classen ist die Indolenz nicht minder groß, und die Geistlichkeit sorgt

für die übrigen Schlaflieder. Es gibt in Europa der absoluten Monarchien genug, wo die Politik das letzte Thema der öffentlichen Unterhaltung ist, indessen bei dem immer rüstiger und ausgebreiteter werdenden Industriegeist ist der Fabrikant, der Geschäftsmann doch zu sehr von den politischen Wechselfällen, von den Maßregeln der Regierung abhängig, um gleichgiltig zusehen zu können. Hier aber, wo die Industrie in ihrer Kindheit ist, wo die wenigen Fabriken des Landes in den Händen von Fremden sind, und der Exportationshandel meist nur fast ausschließlich aus Naturproducten besteht, fällt selbst jenes Motiv weg. Die Ignoranz des Mittelstandes, bei dem Lesen und Schreiben schon zur höheren Wissenschaft gerechnet wird (es gibt hier reiche Kaufleute, die statt ihres Namens bloß drei Kreuze unterzeichnen), die beispiellos hohe Steuer, die auf die Einfuhr von Büchern aller Art gesetzt ist, machen Bücher und Journale zu einem seltenen Luxusgegenstand. In den meisten Kaffeehäusern würde man vergebens nach einer Zeitung fragen, und es ist charakteristisch, daß selbst im Café de l'Europe in der Toledostraße, einem der glänzendsten und größten Kaffeehäuser Europas, das stets von dem elegantesten Publicum Neapels übersüllt ist, nur zwei Blätter sich vorfinden. Und welche? Il giornale delle due Sicilie und das Pariser Unterhaltungsblatt l'Illustration. (Letzteres Blatt stets um zwei Monate später, als es in Paris ausgegeben wird!) Nicht einmal Galignani's Messenger, oder das Journal des Debats (letzteres ist verboten), oder die Augsburger Allgemeine, die man doch sonst in jeder großen Stadt Italiens trifft, findet sich in einem öffentlichen Locale, und doch ist die Zahl der hier lebenden Engländer und Franzosen an die achtzigtausend. Die Fremden nehmen meist ihre Zuflucht zu ihren respectiven Gesandtschaften. Wer an das Haus Rothschild Anweisungen hat, und das ist fast mit allen Deutschen der Fall, findet dort neben dem Comptoir ein hübsches Cabinet de Lecture, in welchem die besten europäischen Journale zur Benutzung für die Fremden aufgelegt sind, und wo man durch einen Bekannten leicht eingeführt werden kann, auch wenn man keine Wechsel einzucassiren hat.

Soll ich nun Ihren Lesern einen kurzen Ueberblick der hiesigen politischen Zustände geben, so befinde ich mich, wie ich glaube, auf dem besten Wege dazu. Die inländische Politik des Königreichs hat zwei Renner: Militärherrschaft und Priesterherrschaft, zwei lebenswürdige Staatselemente in einer Zeit des Friedens und des Fortschritts. Für den öffentlichen Unterricht sorgen die Geistlichen, deren Zahl in Neapel allein an vierzigtausend beträgt, für die öffentliche Ordnung sorgt das Militär. Die Polizei ist das verbindende Element zwischen beiden und leihet bald dieser, bald jener ihren schützenden Arm. So ist denn der Polizeiminister auch die gewaltigste Person im Staate, um so mehr, als der König ein unbeschränktes Vertrauen zu ihm hat.

Fragen Sie nur nach den einzelnen Ziffern, nach Gerichtspflege, nach dem Stand der Wissenschaft, der Industrie, der Kunst, so dürften Sie die Antwort leicht ahnen. Die Gerichtspflege ist nicht langsam und scrupulös. Dies beweisen die zahllosen Haufen von Galeerenzuchtlingen, die man mit ihren pittoresken gelben und rothen Jacken, mit ihrem melodischen Kettengerassel, mit der pompösen Begleitung von Soldaten mit geladenem Gewehr in jeder Straße Neapels arbeiten sieht. Oft wird auch der allzugroßen Ueberfüllung der Gefängnisse mit den dadurch entstehenden Nachtheilen für die Gesundheit der Verurtheilten durch eine runde Zahl von Hinrichtungen energisch abgeholfen. Der König, der, wie bekannt, früher ein Gegner der Todesstrafe gewesen, ist nun von dieser Ansicht zurückgekommen, und dem Gericht kommt es jetzt auf ein Duzend Füselerungen mehr oder weniger nicht an, wie ja das Beispiel der beiden unglücklichen, tollköpfigen, aber blutigen und ohnmächtigen Bandieras und ihrer Gefährten bewiesen hat, die selbst Oesterreich nicht hätte hinrichten lassen, wenn sie ihm in die Hände gefallen wären. Allerdings ist unter den Galeerensträflingen zum wenigsten der vierte Mann — Dank sei es dem vorztrefflichen, unter dem Schutze der Religion geleiteten Volksunterricht — ein Mörder, indessen sind es nicht gewöhnliche Räuber, sondern meist solche Menschen, die in einer freundschaftlichen Discussion mit ihren Freunden, mit ihrer Geliebten, oft auch mit ihren Eltern, diesen einen Messerstich versetzten, was allerdings nicht sehr christlich, weil ja die Ermordeten ohne Beichte in's jenseitige Leben gehen. Allerdings hat die Weisheit der inneren Verwaltung bereits den für unsere Zeit so merkwürdigen Fortschritt gethan, daß man annehmen kann, es befinden sich gegenwärtig in Neapel blos fünfzehntausend Menschen, die kein Obdach haben und Nachts unter freiem Himmel schlafen, während die Zahl dieser Obdachlosen vor mehreren Jahren das Doppelte betrug. Hier findet sich zugleich ein Fingerzeig für die industriellen Zustände des Landes. Würde das Gouvernement der weisen Friedenspolitik folgen, die jeder aufgeklärte Staat unserer Zeit als das beste Mittel zur Hebung der materiellen und moralischen Kraft der Staatsgenossen erkennt, würde es nicht durch unvernünftige Zölle Handel und Gewerbe lähmen, würde es die gehörige Freiheit und Aufmunterung zur Errichtung von Fabriken und Gewerksstätten größerer Art geben, so würden die hunderttausend Tagelöhner Neapels, welche den poetischen Titel Lazzaroni führen und aus deren Mitte die Verbrecher der scheußlichsten Art hervorgehen, bald zu einem thätigen Leben verlockt werden, und die Aussicht auf einen anständigen Lohn, auf bürgerliche Achtung und Behaglichkeit würde allmählig die thierische Faulheit und das bittere Far niente verdrängen. Welch ein Staat könnte dieses Königreich beider Sizilien unter einer vernünftigen Administration werden! Hier, wo die Natur so verschw-

derisch die leiseste Anstrengung der Menschen lohnt! Und doch gibt es, mit Ausnahme Irlands, kein Land der Welt, wo die Blöße der Armuth, der Bettelstand und die blödsinnigste Verwahrlosung des Körpers, wie des Geistes so nackt und schamlos auf der Straße liegt. Bei einer solchen Verwaltung ist es allerdings ein menschlicher Zug der Regierung, daß sie so wenig für Schulen, Unterricht und Aufklärung unter dem Volke sorgt, ja augenscheinlich es davon entfernt hält. Denn wie herzerreißend wäre es, wenn dieses Volk zur Erkenntniß käme, wenn es in den Apfel beißen würde, der ihm die Augen öffnete über seine Nacktheit, über die unbedeckte Scham, mit welcher es unter den übrigen civilisirten Völkern einhergeht.

Dieses Erwachen, diese Erkenntniß ist es auch, was man am meisten fürchtet, dies ist es, was die Versuche einer Hand voll Malcontenten, die in Malta oder sonst wo machtlos Freiheitspläne träumen, so furchtbar macht, obgleich in Neapel selbst, d. h. im Königreich wie in der Hauptstadt kein Anzeichen von politischer Regsamkeit sich vorfindet. Aber es ist vulkanischer Boden. Diese müßigen Volkshaufen, leicht erregt, leichtgläubig, beutesüchtig, stehen zu jeder Stunde dem zu Gebote, der ihre Leidenschaft zu schütteln weiß. Ein Funke in diese Pulverkammer, und sie fliegt auf. Darum liegen vor dem Palaste des Königs, dessen Hinterthore dicht am Rande des Meeres sich befinden, stets acht treffliche Yachten bereit; bei dem ersten Zeichen von Gefahr befindet sich die königliche Familie in Sicherheit. Darum wurden Feste wie das Piedegrottefest veranstaltet, wo der König (erst vorigen Sonntag) Musterung über dreißigtausend Mann Truppen in Mitte der Stadt hält und das ganze Arsenal von Feuerstücken vor den Augen des Volkes mehrere Mal auf- und abgeführt wird. Das Militär! Das ist der Glanzpunkt der neapolitanischen Staatsverwaltung, die Lieblingserschöpfung des Königs. Dieser Staat, der in seiner innern Entwicklung noch so unfertig ist, dessen zahlreiche Bevölkerung der Regierung, welche die müßigen Hände nicht zu beschäftigen weiß, eher wie eine Last als wie ein Reichthum erscheint, dieser Staat hält eine Armee auf den Beinen, so stark, so trefflich ausgerüstet und exercirt, so schlagfertig, als sollte sie jeden Tag auf einen Eroberungskrieg ausziehen, um neues Land dem Arbeiter, neue Ausführkanäle dem Handel zu gewinnen. Werfen wir einen Blick auf die politische Stellung dieses Staats, so finden wir ihn von zwei Polen gleichmäßig angezogen und abgestoßen: Desterreich und Frankreich. Wie einst Italien in Guelfen und Ghibellinen getheilt war, so bekämpfen sich jetzt die beiden großen Nachbarstaaten um ihren Einfluß. In Oberitalien ist Desterreich, dessen Herrscherdynastie in Seitenlinien auf dem Throne von Toskana, Modena, Parma sitzt, der treue Beschützer des heiligen Stuhls, unzweideutig in seinem Einfluß überwiegend; weniger sicher ist er seiner Sache bei dem sardinischen und

neapolitanischen Hofe. Diese beiden hat Frankreich bei ihrer schwachen Seite zu fesseln gewußt, nämlich bei der maritimen. Frankreich, dessen Seemacht zu schwach ist, um England im Falle eines Krieges zu widerstehen, sucht Verstärkung bei den Seemächten zweiten und dritten Ranges. Die Schiffe Hollands und die Neapels wären für Frankreich eine willkommene Allianz. Holland in seiner natürlichen Abneigung gegen Preußen, so wie gegen England, ist auf die Vorschläge des pariser Cabinets, ohne Rückhalt eingegangen. Nicht so leicht wird es den italienischen Seestaaten. Die constitutionellen Principien Frankreichs, die revolutionäre Propaganda sind ihnen eine gefährliche Brüderschaft, und der absolut traurige und traurig absolute Zustand ihrer Regierung ist ihnen werther als alle maritime Allianz. So fühlen sie sich parterre zu Oesterreichs Schutz in Gefahr hingedrängt, während sie per mare zu den Oefferten Frankreichs und zu seinem Anerbieten gegen das drückende Britanien sich gezogen fühlen. Sardinien ist aus diesem Schwanken noch nicht herausgekommen, aber Neapel scheint seinen Entschluß gefaßt zu haben. Es war von dem Wiener Cabinet vorausgesetzt worden, daß bei der Anwesenheit des Kaisers in Triest die italienischen Monarchen die Gelegenheit ergreifen werden, dem Kaiser einen Besuch abzustatten. Viele wichtige Maßregeln machten dem Fürsten Metternich diesen italienischen Congreß wünschenswerth. Vor Allem zwei Dinge: die Verhandlungen wegen eines italienischen Zollvereins und die Vorschläge zur Aenderung einiger innern Verwaltungsmaßregeln, namentlich des Kirchenstaates, da die Unruhen in Italien ausgebreiteter zu werden drohen, wenn nicht einigen schreienden Mißbräuchen Einhalt geschehe. Wohlgemerkt, in Italien vertritt Oesterreich das progressive Princip!!! Aber der italienische Zollverein, der Oesterreich in Italien dieselbe Hegemonie verschaffen würde, die der deutsche Preußen brachte, ist Frankreich ein Dorn im Auge und der Ehrgeiz der neapolitanischen Regierung kommt ihm dabei vortrefflich zu Statten. Der König von Neapel, Besitzer des größten Landstrichs, der größten Stadt Italiens, ist am eifersüchtigsten auf die Stellung, die Oesterreich auf der Halbinsel einnimmt. Denn die Industrie der Lombardei ist so überwiegend, daß bei einem allgemeinen Zollverband das lombardisch-venetianische Königreich offenbar den Hauptvortheil davon tragen würde, um so mehr, als Oesterreich dann wahrscheinlich alle seine Erbstaaten in's Schlepptau der italienischen nehmen würde. Zudem glaubt man hier, daß ein Anschluß Oesterreichs an den Zollverein am Ende doch Statt finden und Italien somit Succursale des deutschen Zollvereins werden wird. — So wenigstens lautet der Geist der vielfachen Noten, die Frankreich seit vierzehn Monaten mit der hiesigen Regierung wechselt. Bei der im Falle eines Krieges vorauszusetzenden Reorganisirung der italienischen Staatseinteilung — setzt das französische Cabinet

hinzu — würde der überwiegende Stand des österreichischen Hauses das Königreich beider Sizilien an der Erweiterung seiner Macht hindern, auf die es vereint mit den Interessen Frankreichs sicher rechnen dürfte. — Diese Ueberredungskraft des Pariser Cabinets hat seine Früchte bereits getragen, und würde Discretion nicht in gewissen Fällen die Pflicht eines jeden Mannes von Ehre sein, so könnte ich Ihnen leicht ein eclatantes Beispiel aus der allerletzten Zeit citiren, wo der König nebst der Königin nach Calabrien — statt anderswohin — eine Reise antrat. — Der Umstand, daß der Herzog von Numale nunmehr bestimmt als Bräutigam der Prinzessin von Salerno genannt wird, ist weniger in Anschlag zu bringen, einerseits weil bei dem unabhängigen Charakter des Königs verwandtschaftliche Verhältnisse sehr gering in die Waagschale fallen, andererseits weil der Dheim des Königs, der Prinz von Salerno, ohne allen Einfluß auf die Staatspolitik ist. Der reiche Herzog von Numale ist blos eine sogenannte gute Partie, da die junge Prinzessin ein nur sehr geringes, wenn nicht gar kein Vermögen besitzt. Ob die Verhältnisse zu Frankreich später einen bindenden Charakter im Ganzen einnehmen werden, liegt noch unbestimmt im Schooße der Zeit begraben. Deutschland, das hierbei mittelbar theilhaftig ist, dürfte wohlthun, dieser Frage ein aufmerksames Auge zu schenken. — ?? —

II.

Aus Berlin.

Zweckessen und deutsche Einigkeit beim Champagner. — Verein für das Wohl der Hand- und Fabrikarbeiter. — Eine Marine von Sudin auf der Kunstausstellung. — Die Tantièmes an der königlichen Bühne.

Feste reißen sich an Feste, d. h. ein Essen folgt immer dem anderen; ja, man weiß sich seit Menschengedenken nicht zu erinnern, daß hier in einer Woche so viele Flaschen geleert worden, wie in der vorigen. Selbst die Naturforscher und Aerzte, von denen doch bekannt ist, daß sie in diesen Stücken etwas zu leisten vermögen, haben es bei ihren denkwürdigen Festessen in Berlin nicht so weit bringen können, als die Seiden-, Baumwollen-, Wollen- und Leinenfabrikanten, die sich nebst den Maschinenbauern und Eisenarbeitern aus allen deutschen Gauen hier versammelt hatten. Ja, das war eine Einigkeit, schöner, als sie je in Regensburg und selbst in Frankfurt am Main geherrscht, wo doch die Protokolle auch immer, und zwar mit echtem Schloß Johannisberger besiegelt werden. Zwar ist behauptet worden, unsere Gewerbeausstellung habe Nichts für die Agricultur gethan, welche doch die Mutter aller Gewerbe sei, aber das war pure Verleumdung, denn für den Weinbau haben die deutschen Aussteller das höchste Interesse gezeigt, und zwar mit zeitgemäßer Besel-

tigung aller Prohibitivmaßregeln, denn auf eine Flasche Rheinwein sind immer zwei Flaschen Champagner — und zwar echter — gekommen, so daß von Epernay und Rheims die Bitte hierher gelangt ist, es möchte doch in jedem Jahr eine deutsche Gewerbeausstellung stattfinden.

Auch von dem großen Feste des Gewerbevereins weiß ich Ihnen nicht viel mehr zu berichten, als daß dort für zweitausend zweihundert Thaler Wein getrunken worden, und daß nächst der Tischmusik die englischen Weingläser den besten Klang hatten. Denn das, was etwa an Worten vorkam, an gesprochenen sowohl als an gesungenen, war wirklich kaum der Mühe werth, es drucken zu lassen, wie es geschehen ist, weshalb ich auch die Mühe sparen kann, Ihnen davon etwas mitzutheilen. Es ist Alles haarklein in unseren drei Zeitungen zu lesen, und nur auf einige wahrhaft deutsche, zur Einigkeit und Festigkeit ermahnende Worte des Freiherrn von Bodenschwingh erlaube ich mir, Sie hinzuweisen. Dagegen habe ich mit Vergnügen einer am folgenden Tage stattgefundenen Versammlung beigewohnt, welche den Zweck hatte, einen Verein für das Wohl der Hand- und Fabrikarbeiter zu stiften. Kommt dieser Verein zu Stande, Notabene unter praktischen Statuten, wodurch die beteiligten Arbeiter selbst mit und nicht bloß die reichen Fabrikherren an die Spitze der Sache gestellt werden, dann hat die Gewerbeausstellung wirklich ein Resultat gehabt, das denjenigen zu Gute kommt, die die meiste Arbeit und den geringsten Lohn auf dem Felde der Industrie haben. Einstweilen ist ein Comité mit Ausarbeitung dieser Statuten beauftragt worden.

Zu den zahlreichen französischen Bildern, die sich auf der hiesigen Kunstausstellung befinden, ist noch eines hinzugekommen, das obendrein hier entstanden ist, eine Marine nämlich des bekannten Seemalers Gudin, der sich seit einigen Wochen in Berlin aufhält. Diese Marine hat das Merkwürdige, daß eben Nichts weiter als das Meer gemalt ist, ohne irgend eine Spur menschlichen Daseins. In der That soll es auch den Urmoment darstellen, als der Geist Gottes über den Gewässern schwebte. Man sieht das aufgeregte brausende Meer, seine Wogen gen Himmel erhebend, aber schon verbreitet sich auch ein mildes Licht, die Nähe der beseelenden und schöpferischen Gottheit verkündend. Der Gedanke ist eben so kühn, als er meisterhaft ausgeführt ist.

Ich theile Ihnen hier aus einem Aufsatze der Spener'schen Zeitung eine Stelle mit, welche dazu bestimmt ist, die vielen Beschwerden zu widerlegen, die über die Anwendung der Tantième bei der königlichen Bühne erhoben worden. Der Aufsatz ist augenscheinlich von der Theaterverwaltung selbst ausgegangen, doch läßt er eine Frage ganz unbeantwortet, nämlich die über den Anspruch des Dr.

Preuz in Bezug auf das Verbot des Moriz von Sachsen: „Viel-fältig ist schon von den Täuschungen geschrieben worden, in welche die Einführung der Lantième oder des Autorenanteils die Dichter versetzt habe, ohne zu bedenken, daß die Zeit der Einführung derselben noch viel zu neu ist, um bereits zu Resultaten gelangen zu können; theils waren vor Einführung des Autorenanteils mehrere Stücke, die seitdem gegeben, bereits honorirt worden, so daß der Autorenanteil bei denselben gar nicht eintrat, theils nahmen mehrere Verfasser, denen bekanntlich die Wahl überlassen ist, den Autorenanteil nicht an, sondern zogen ein Honorar vor, theils endlich war die Sommerzeit keine günstige für Theater und neue Stücke. Die Direction ließ es zum mindesten nicht an der Aufführung von Originalwerken fehlen, von denen die Verfasser theils den Autorenanteil gefordert haben, theils zu fordern berechtigt waren, als: Alter schützt vor Thorheit nicht von Wehl, der verwunschene Prinz von n. Plöz, Sampiero von Halm, Mara von Neher, die letzte weiße Rose von Kuranda, und mein Herr Onkel von Smidt. Allerdings geht nothwendig aus dem Charakter des Autorenanteils hervor, und steht deshalb in Frankreich als anerkannt fest, daß nur die Stücke einen bedeutenden und großen Gewinn dem Verfasser bringen, welche häufige Wiederholungen erleben. Dergleichen Wiederholungen werden und müssen in Paris, das eine größere Bevölkerung, eine Menge von Theatern und das theaterliebendste Publicum hat, viel häufiger statthaben, als in irgend einer deutschen Hauptstadt, und so wird nie eine der Letzteren den Gewinn bringen, den Paris gewährt. Auch die Provinz in Frankreich liefert den Dichtern nur einen kleinen Ertrag. Dem allen nach können allerdings nur die Stücke, welche häufig wiederholt werden, durch den Autorenanteil einen bedeutend größeren Gewinn bringen, als solcher bisher durch die Honorare statt hatte; daß dies bereits auch in Erfüllung gegangen, bewährt das kleinere, nur den halben Abend ausfüllende Lustspiel: Der verwunschene Prinz von v. Plöz in München, welches, während dreier nicht günstigen Sommermonate gegeben, in elf Vorstellungen einhundert vierundsiebzig Thaler oder dreihundert Gulden rheinisch circa dem Dichter als Autorenanteil brachte, während für dasselbe früher circa ein Honorar von sechzig Thaler gezahlt worden wäre. Es brachte daher das benannte Stück in kurzer Zeit beinahe das Dreifache, und verspricht noch eine Erndte für die Folge. Zum Vortheil der Dichter stellen sich daher die Täuschungen, in die man sie versetzt haben wollte, als völlig unbegründet dar.“

Spontini wird uns unmittelbar nach der Feier des königlichen Geburtstages wieder verlassen.

Iustus.

III.

Aus Hamburg.

Die „Neuen Hamburger Blätter“ und die Furcht vor der Presse. — Wie die Hamburger Bürger ihre Rechte kennen. — Heinrich Heine. — Der Wandbecker Bote“ von Lenz.

Hungrige, die man nicht satt zu machen geneigt ist, sollte man zu keinem gedeckten Tische führen, Nackten, die man nicht kleiden kann, nicht die Garderoben fürstlich reicher Leute zeigen. Da bespricht man jetzt in einigen unserer öffentlichen Blätter die Frage, in wie weit es wünschenswerth sei, daß die Presse in Hamburg zu einer größeren Theilnahme an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten gelange? — „In wie weit!“ Diese Wegmessung hat uns köstliche Resultate verschafft. Die bloße Anregung der Sache ließ uns eine mehr als kindische Furcht vor ihrer nur denkbaren Ausführung entdecken. Es sind in den für Localitätsfragen sehr wichtigen „Neuen Hamburger Blättern“, einer Wochenschrift, welche selbst von Senatoren mit Beiträgen versehen wird, Ansichten ausgesprochen, Grundsätze offenbart worden, die man, wenn möglich, in Spiritus bewahren sollte, um sie sicherer der Nachwelt zu überliefern. Der Kern der Sache liegt nämlich darin, daß es von entscheidender Wichtigkeit wäre, die Propositionen des Senates, ehe sie in den Schooß der Bürgerschaft gelangen, nach allen Seiten hin beleuchten und gründlich erörtern zu dürfen. Manche schiefe Ansicht, manche unreife, haltlose Besprechung, auch viel böswilliger Oppositionsgeist würde da in voller Blöße vor aller Augen erscheinen; wer wollte dem widersprechen? Aber das Gegengewicht unserer sachverständigen und redlichen Presse dürfte nicht minder stark sein. Strahlen der Wahrheit und Erkenntniß würden von Orten her kommen, wo man sie am wenigsten erwartet. Eine heilsame Erregung würde aus jeder irgend bedeutsamen Frage hervorgehen, sobald sich die öffentliche Discussion ihrer bemächtigen dürfte. Das Wohl des Staates könnte sicher nur kräftig gefördert werden. Ein völliges Vertrautsein mit solcher Wendung der Dinge wäre freilich erst nöthig. Auch hätte sich der Staat ein von tüchtiger Hand geleitetes Organ zu gründen, um freies Terrain zum Verfechten und Durchkämpfen seiner Ansichten zu erlangen. Wir hätten eine „Hamburger Senatszeitung“, wie ehemals eine „Preussische Staatszeitung“ erschienen, welche später, wie die Sage geht, allgemein wurde. Neben dem conservativen, könnte das echt republikanische neugefaltende Hamburg in voller Blüthe stehen. Vielleicht bekämen wir gar ein Berichtigungsbureau, wie in Berlin eins existirt, und wenn Hofrath Roussseau einmal den Berliner Sand satt kriegt, kann er bei uns Aulstern, Porter und ein frisches Feuilleton zu sich

nehmen. Vielleicht auch — — doch wozu den Hungerigen, den man nicht speisen kann, an eine wohlbesetzte Tafel führen? Nur im Traum können wir das holde Glück genießen, das ich eben skizzirte. Unsere Phantasie feiert Schäferstunden mit dem seligen Glauben — daß die Hamburgische Verfassung, wie sie im Jahr 1710 aus kaiserlicher Truppeneinmischung in die Streitigkeiten des Senates und der Bürgerschaft hervorgegangen, sterblich ist, wie jedes andere Menschenwerk und daß mit ihrer früher oder später zu hoffenden Reform neue Elemente in den alten Sauerteig unseres Staatslebens dringen werden. — Wie nöthig unserer guten Bürgerschaft die öffentliche Besprechung der Staatsdinge wäre, möge Ihnen die merkwürdige Thatsache beweisen, daß dieselbe in der Mehrheit durchaus nicht von der ihr zustehenden Freiheit unterrichtet war, die vom Rath proponirte große Entscheidungscommission (vergl. meinen letzten Brief) abweisen zu dürfen, wodurch die Ratification der vielbesprochenen Selbstschiffahrtverträge gerade unmöglich geworden wäre!!!

Heinrich Heine hat uns vor einigen Tagen verlassen, um zu seiner Familie nach Paris zurückzukehren. Ich habe in den letzten Wochen manch' angenehme Stunde mit ihm verplaudert und die Bemerkung gemacht, daß sein Hamburger Habitus von seinem Pariser äußerst verschieden ist. Hier die liebenswürdige Offenheit und zutrauliche Gesprächigkeit selbst, dort meist zurückstoßend, wortkarg, voll Mißtrauen. In Paris hatte er, nicht ohne Grund, vor der Mehrheit der Deutschen eine oft an das Verdächtige grenzende Scheu. Hier freilich war er gezwungen, mit den Deutschen zu leben und sich selbst manche unangenehme Bekanntheit gefallen zu lassen. Heine's „Neue Gedichte“ machen, wie Campe sagt, der in solchen Dingen kein Kennermisch scheint, mehr Glück, als irgend eine seiner früheren Productionen. Die erste Auflage von dreitausend Exemplaren konnte schon nach vierzehn Tagen den zahlreichen Bestellungen nicht mehr genügen, und schon befindet sich eine zweite, um tausend Exemplare stärkere, bei Vogt in Wandsbeck, unter der Presse. Das hiesige Urtheil läßt den „Neuen Gedichten“ in ihren ersten Abtheilungen, worin ganz der alte Heine lebt und webt, glänzende Gerechtigkeit widerfahren. Nicht minder findet man den Witz des „Wintermärchens“ originell und Mark und Bein des Zieles treffend, aber mit dem cynischen Muthwillen, mit den übelriechenden Sprüngen, welche der Heine'sche Humor gegen den Schluß hin nimmt, kann sich unser sauberer, ehrbarer Sinn keineswegs versöhnen. Ich hüte mich wohl, ihm das übel zu nehmen. Es handelt sich hier um keine Prüderie, sondern um ein tief sittliches Gefühl, das der Dichter in seiner rückfichtslosen Ungenirtheit diesmal etwas zu sehr verletzt hat. Die Hamburgenser im „Wintermärchen“ ergösten im Uebrigen sehr. Daß aber unserer edlen Schutzgöttin Hammonia so arg mitgespielt

wurde auf der Satyrsharfe, hängt wieder mit dem oben Gesagten zu eng zusammen, als daß viel Lob dafür hier gehört werden könnte. — Eine andere interessante Erscheinung auf unserm Literaturgebiete ist ein neuer, mit Illustrationen geschmackvoll ausgestatteter Volkskalender, der von L. Lenz herausgegebene „Wandsbecker Bote.“ Nächstens mehr darüber.

IV.

Lessing's Heinrich der Fünfte.

(Brieflich aus Düsseldorf.)

Wir Rheinländer spielen dermalen keine bedeutende Rolle in der Geschichte der Gegenwart. Es gab eine Zeit, wo unsere Presse gewaltiger war, als je eine gewesen, wo Volksdemonstrationen gemacht wurden, die mit Recht im übrigen Vaterlande Bewunderung erregten, als es galt, die alten Rechte zu bewahren — diese Tage von Ananuez gehören nunmehr der Vergangenheit an. Momentan sind alle enthusiastischen Gefühle ausgestorben, oder besser, sie haben sich sämtlich auf die legendarische Frömmigkeit concentrirt. Wir arbeiten jetzt nicht, wir bereuen. Eins jedoch ist uns geblieben: Die Kunst schafft bei uns im Geiste der Gegenwart. Auf der Ausstellung zu Berlin werden zwei bedeutende Schöpfungen dieser Art glänzen: Lessing's Heinrich V. und Mübners schlesische Weber. Ueber letzteres Bild sprach schon vor seinem Erscheinen ein ausführliches Referat im Feuilleton der Kölner Zeitung; erlauben Sie mir, ein kurzes über das erstere beizufügen: Kaiser Heinrich der Fünfte, wegen seines Streites über die Investitur vom Papste Paschalis in den Bann gethan, sucht mit seinen reisigen Schuz vor einem Gewitter in einem Kloster, und wird vom Abte Erminold von Präfeningen abgewiesen. Lessing konnte an diesem Gegenstande seine Virtuosität in der Landschaft sowohl als der Historien-Malerei zeigen, wir sehen daher ein Meisterstück in beiden Fächern. Ein schweres Gewitter mit Sturm und Regen nöthigt den Kaiser, seine Reise auf einige Stunden zu unterbrechen; er kommt daher mit seinem Troß in der Eile über Stock und Stein zu dem naheliegenden Kloster herangesprengt; kaum aber hat ihn der Pförtner angemeldet, als auch schon der Abt im Gefolge seiner Mönche ihm entgegentritt und dem vom Papste aus der Gemeinschaft der Christen ausgestoßenen Herrscher den Eintritt verweigert. Der zur Linken des Kaisers haltende Ritter schwingt wüthend seinen Speer gegen die Elefanten, während der zur Rechten seinem Pferde schon die Sporen einsetzt hat und mit gezogenem Schwerte nur auf einen Wink seines Gebieters lauert, um ebenfalls dreinzuschlagen. Aber der Kaiser wehrt Weibe ab und hört ruhig der Demonstration des Abtes zu, der mit

vorgehaltenem Krummstab ernst und würdig seine Gründe auseinandersetzt. Auf den Gesichtern der Reissigen, deren Zug sich in der Ferne verliert, ist der gerechte Unwille über den unerhörten Vorfall zu lesen; die Vordern sprengen so nah als möglich heran, müssen hier aber auf die zurückweisende Geberde des Herrschers halten. Die Schaar der Mönche drängt sich ebenfalls um ihr Oberhaupt, trohend auf ihr Recht schauen sie ruhig demselben zu. Ein Paar davon, wovon der Pförtne, drücken Mitleiden mit der Lage des hohen Hauptes aus, wogegen einige Andere ihre höhnische Schadenfreude schlecht verbergen können. — Das ist die Scene; über Unordnung und Malerei darf ich Nichts hinzusetzen, es sei denn das Urtheil aller Kenner; Lessing hat in dieser Beziehung alle seine frühern Werke bei Weitem übertroffen. Die Belgomanie in der Malerei muß gänzlich aufhören, wenn dies deutsche Kunstwerk mit unbefangenen Auge betrachtet wird. Die Wahl des Gegenstandes charakterisirt durchaus den geistreichen, feinzühlenden Künstler. Als er vor zwei Jahren mit seinem „Fuß vor dem Concil“ hervortrat, versäumte der beleidigte Clerus nicht, aus den Figuren der Richter jenes Märtyrers arge Gehässigkeit gegen ihre unantastbare Corporation herauszulesen. Jetzt führt er ihnen dieselbe Grundidee in ganz anderm Gewande vor, und seine strenghistorische Darstellung macht von vornherein jeden Angriff zu Schanden. So steht er auf der Höhe der Zeit, so ist er einer der wirksamsten Kämpfer für Aufklärung und Fortschritt. Die specielle Kritik wird dies anerkennen, und ausführlichen Besprechungen sehen wir entgegen bei Gelegenheit der Ausstellung zu Berlin. Später wird es die Galerie des Consul Wagner daselbst zieren, der es vor der Vollendung angekauft hatte.

V.

N o t i z e n.

Das slavische Cabinet de Lecture in Wien. — Ein gefährliches Geschichtsbüchlein. — Ein Abenteuer in Warschau. — Meier. — Josef Rank. — Die Reaction und die Jesuiten. — E. Duller. — Entgegnung.

— Man erinnert sich noch dessen, was wir über ein slavisches Cabinet de Lecture im Hause des russischen Gesandten in Wien erzählten. Uns kam die Nachricht aus nur zu glaubwürdiger Quelle, nämlich durch einen sehr bekannten und talentvollen slavischen Literaten in Wien, der in jener „Gefälligkeit“ des russischen Gesandten weder ein Arg sah, noch ein besonderes Gewicht darauf legte. Jetzt behauptet ein Preßburger Correspondent in der Deutschen Allgemeinen (derselbe, der regelmäßig und, scheinbar im deutschen Interesse, gegen die Magyaren donnert) in der Nummer vom 8. October jene Nachricht in den „Grenzboten“ für eine Mystification, eine sinn-

lose Knabenerfindung zc. fügt indeß bei: „Wenn an dem Ganzen ein Gran Wahrheit ist, so reducirt sich wohl Alles auf eine unverfängliche literarische Mittheilung, gewiß jedoch nicht von Seiten des Herrn von Medem.“ Wozu die letzte Verwahrung? Unverfängliche literarische Mittheilungen erlauben wir selbst dem Kaiser von Rußland, wenn er nach Wien kommt. Uns kann es nur freuen, wenn an der erwähnten Nachricht kein wahres Wort ist; nur fürchten wir, daß allerdings doch ein „Gran Wahrheit“ daran sein könnte, und wünschen, daß die Berichtigung nicht jenem übergroßen Sicherheitsgefühl entsprungen sei, welches dem Correspondenten zum Ueberfluß noch Folgendes in die Feder dictirte: „Wir sprechen den russischen Ideen nicht das Wort (sehr großmüthig!); wir bekämpfen sie auch nicht.“ (Wirklich?) „Sie liegen nach unserm Dafürhalten außer dem Kreise der Discussion“!!! Hier fängt aber der Correspondent erst recht zu discutiren an. Er versichert uns, mit der Bestimmtheit eines Tiefeingeweihten, daß Rußland durchaus keine Sympathien unter den Westslaven suche und verfällt sodann — als hinge dies nothwendig mit jener Berichtigung zusammen — in seine gewöhnlichen Ausbrüche gegen die Magyaren, ist aber unklug genug, diesmal eine warme Anpreisung der harmlosen und loyalen slavischen Tendenzen daran zu knüpfen; die Slaven hätten in sich den Kern wahrer und vernünftiger Freiheit und seien Gottlob nicht wie diese da, wie die Magyaren nämlich mit ihrem „innerlich modrigen Liberalismus“ u. s. w. Wir wissen, daß es slavische Bestrebungen gibt, die wirklich gut gemeint sind, und welche die Gerechtigkeit anzuerkennen befiehlt, welche die Erhaltung der slavischen Muttersprache und eine volksthümliche Bildung erzielen — wir werden darin stets unterscheiden; daß es aber auch andere slavische Tendenzen, daß es einen weniger harmlosen Zusammenhang zwischen ostslavischer Diplomatie und westslavischen Träumern gibt, dafür liefert die Tagesgeschichte zahlreiche Belege, welche die bloße Behauptung eines antimagyarischen Zeitungs-correspondenten am wenigsten entkräften wird. Eben so wenig, wie uns seine Versicherung, der russische Gesandte in Wien sei, als ein Liesländer, „echt germanisch gesinnt“, mehr als ein Lächeln abzwängen kann. Wären nur alle Diplomaten deutscher Regierungen echt germanisch gesinnt. Von einem russischen Gesandten dergleichen zu verlangen, fällt uns gar nicht ein.

— In Königsberg befindet sich jetzt ein polnischer Flüchtling, der mit genauer Noth den nachsetzenden Kosaken entkam und über die preussische Grenze gelangte. Der junge Mann, ein ehemaliger Zögling der Warschauer Rechtsschule, hatte Umgang mit einigen jungen Leuten gehabt, denen er Unterricht in der Geschichte Polens gab. Dieses sein

Verbrechen war der Polizei zu Ohren gekommen. Wir können recht wohl begreifen, daß man in Rußland das Studium polnischer Geschichte, zumal bei jungen Polen, für ein Zeichen gefährlicher Gesinnung hält. Aber wie muß es mit dem herrschenden Geist eines Reiches aussehen, wo schon der unschuldigste Patriotismus, der Patriotismus der trauernden Erinnerung dem Uem des Mittels verfällt!

Ein gebildeter und eleganter junger Mann aus einer angesehenen Dresdner Familie kam nach Warschau und fand dort so anziehende Geselligkeit, daß er ein Paar Wochen bleiben wollte. Bemerkten müssen wir, daß er auf einer Vergnügensweise begriffen war und sich nie für Politik interessirt hatte. Plötzlich wurde er verhaftet. Bierzehn Tage ungefähr saß er im Gefängniß, und zwar in schlechtestester Gesellschaft, ohne sein Vergehen zu erfahren; bis er krank wurde und endlich vom Gefängnißarzt besucht wurde. Am diesen wandte er sich in seiner Noth und erfuhr die Mittel und Wege, um zu einem Verhör zu gelangen. Als ihm dies gelungen war, hielt ihm der Polizeibeamte einen Brief entgegen und fragte harsh, ob er die Schrift kenne. — Das ist die Schrift meiner Mutter, antwortete der Gefangene rasch; es muß ein Brief an mich sein, der aber nicht angekommen ist. — Lesen Sie. Und da wurde ihm denn, wie ein Grund zu einem Prozeß auf Tod und Leben, ein Postscript vorgehalten, das nicht er, sondern seine Mutter geschrieben, und welches weiter Nichts sagte als: wir lesen jetzt das Eustine'sche Buch über Rußland, und Du kannst Dir denken, wie lebhaft es uns interessirt, da Du Dich gerade in den Gegenden befindest, die es so schrecklich schildert. — Der arme Reisende appellirte nicht an die Logik der russischen Polizei, sondern wußte sich durch dieselben, etwas kostspieligen Mittel und Wege, die ihm das Verhör verschafft hatten, auch die Freiheit zu verschaffen. Die Wahrheit dieses tragikomischen Vorfalles ist uns von glaubwürdigen Personen aus Dresden mehrmals verbürgt worden.

— Da wir einmal im Erzählen sind, wollen wir noch eine Anekdote mittheilen, die einen etwas gemüthlicheren Charakter hat. Während des Universitätsjubiläums in Königsberg saß bei einem Studentencommiss unter anderen Bürgern ein schon bejahrter Mann, der ausnehmend fidel war; auch ein Studirter, natürlich, obwohl selbst unter den älteren Commilitonen ihn keiner kannte. Man fragte nach seinem Namen. Er hieß Meier. Am folgenden Tage sieht einer der Commensbrüder von gestern seinen Freund Meier mit dem König und anderen hohen Herren gehen. Er traute seinen Augen nicht. — Schwödem wollte ich, sagte er zu einem Kameraden, daß das unser Meier von gestern Abend ist. — Das wollen wir bald herauskittigen; antwortet der Andere, stellt sich in die Nähe des Mannes und ruft

ihn halblaut: Meier! Dieser dreht sich lächelnd um und hält den Finger auf den Mund. Es war der Minister von Bodelschwingh.

— Josef Rank, dessen Schicksale bei seinem Reiseversuch nach Leipzig wir schon früher in diesen Blättern erwähnten, lebt wieder in Wien; zwar in Ruhe vor Polizei und Censur, aber verfolgt von ganz Europa; von Lewald's „Europa“ nämlich, die es sich zur frommen Pflicht gemacht zu haben scheint, den von Ungemach aller Art betroffenen jungen Dichter fortwährend mit Hohn und Bitterkeit anzufallen. Schon früher lasen wir eine angebliche Kritik der „Bier Brüder“, die sich fast nur mit der Persönlichkeit des Dichters beschäftigte, und zwar auf eine Weise, die wir nicht näher bezeichnen wollen. Es wunderte uns dies um so mehr, da Rank bloß der Production lebt und allem kritischen und politischen Partei- oder Cliquenwesen fremd ist. Was aber soll man dazu sagen, daß jetzt sogar Rank's politischer Charakter in dieser zahmen und zahnlösen Europa verdächtigt wird! Der Wiener Correspondent derselben findet mit heuchlerischem Bedauern Rank's Benehmen bei seinem Verhör in Prag nicht männlich und ehrenhaft genug. Zufällig ist über Rank, in dieser Hinsicht, unter allen Freisinnigen in Wien und Prag nur Eine Stimme. Wenn der Correspondent des Herrn Lewald darüber besser unterrichtet sein will, so hat er wohl jenem Verhör beigewohnt, oder steht auf einem „vertrauten“ Fuß mit der löblichen kaiserlich königlichen Polizeibehörde. Jedenfalls wäre es ehrenhaft und männlich, wenn der Mann den Bericht mit seinem Namen unterzeichnet hätte. Die Polizei haben ja so schlaue Correspondenten nicht zu fürchten. Herrn Lewald aber wünschen wir Glück zu so männlichen und ehrenhaften Correspondenzen.

— Die Reaction scheint sich eines recht besonnenen, ruhigen, aber sicheren Fortschritts zu erfreuen. Es ist nicht lange her, daß die Reactionspartei sich mit Hand und Mund gegen den Verdacht sträubte, es mit den Jesuiten zu halten. Wir sind streng kirchlich gesinnt, aber Jesuitismus? Gott bewahre. Es ist ein völliges Verkennen, eine arge Verleumdung des Katholicismus, wenn man ihn in nothwendigen Zusammenhang mit dem Jesuitenwesen bringt! So sprach man damals und wir sind noch überzeugt, daß der Katholicismus recht gut, ja sogar am besten ohne Jesuitismus bestehen kann. Wie aber stehen wir jetzt? — Jetzt werden in gewissen katholischen Ländern Nummern von Journalen, worin Capitel aus Sue's ewigem Juden sind, wegen ihrer Richtung gegen die Jesuiten confiscirt. Man gesteht also offen, daß man nicht einmal so weit ist, um die Jesuiten preiszugeben. Und dies wäre doch die geringste Concession an den Geist der Zeit, die man nur verlangen kann.

— Die hohen Herrn, die bei jedem journalistischen Mückenstich gleich über Pressfreiheit schreien, sollten sich doch an den Schriftstellern ein Beispiel nehmen, die oft eben so viel und noch mehr von ihrem Lieblingskind: Presse zu leiden haben und doch nicht murren. Ein Journalist, namentlich ein liberaler, kann nicht genug über seinen guten Ruf wachen. Man beobachtet ihn, als wäre er eine reizende junge Wittwe. Denn die häufigen Metamorphosen, die mit Boscoscher Geschwindigkeit aus Nachtwächtern Hofräthe machen, haben dem Argwohn einige Argusaugen mehr gegeben. Kaum war Eduard Duller einige Wochen in Wien, so beeilte sich das Gerücht, ihn, so wie Schuselka, in der Staatskanzlei anzustellen und zum Concipisten, Hoffsecretär ic. avanciren zu lassen. Gottlob, Duller ist gerettet! Er ist noch bei Zeiten nach Darmstadt zurückgereist, er wird weder Hofconcipist noch Minister, sondern bleibt Redacteur des „Vaterland“.

— Entgegnung. In einem der letzten Hefte der „Grenzboten“ werde ich in eine über die literarischen Verdienste der Frau v. Bacheracht dort begonnene Fehde verwickelt und für einen in der „Illustrierten Zeitung“ (No. 47, vom 18. Mai d. J.) erschienenen Aufsatz über diese Schriftstellerin — verantwortlich gemacht. Weit entfernt, die Autorschaft jenes Artikels läugnen zu wollen, frage ich nur — mit directer Berufung an H zig, Schellwig und die Allgem. Preßzeitung — in wie fern Jemand wegen einer subjectiven Ansicht von Büchern und Autoren, die nur als solche sich darstellt, in der ernsthaften Bedeutung des Wortes, verantwortlich gemacht werden kann? — Ich denke, die ausgesprochene Ansicht von literarischen Dingen wird höchstens literarischen Widerspruch hervorrufen können und so das vielleicht nöthige Gegengewicht finden. Was ich über die bezüglichen Werke und deren Verfasserin Lobendes gesagt, stimmt übrigens mit viel gewichtigeren Urtheilen, als das meinige, die in den geachteten Zeitschriften zu finden waren, überein. Protestiren muß ich noch gegen die neulich in den „Grenzboten“ ausgesprochene Behauptung, ich hätte diese Dame in der „Illustrierten Zeitung“ neben oder gar über George Sand gestellt. Diese Rüge war rein aus der Luft gegriffen. In Bezug auf eine solche unstatthafte Parallele wurde Nichts als die Verwandtschaft der Grundidee berührt, welche zwischen dem Roman „Leone Leon“ der Sand und dem „Falkenberg“ von Therese obwaltet, und die der Kritik nicht entgangen war.

Hamburg, im October.

Jos. Mendelssohn.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Karanda.

Druck von Friedrich Andra.